

# DIE FACKEL

NR. 182

WIEN, 9. JUNI 1905

VII. JAHR

## DIE BÜCHSE DER PANDORA <sup>1</sup>.

... Die Liebe der Frauen enthält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem Letzten die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bißchen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zittern macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehn. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles das für die benedeten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, — nun wie dieser dahin und verschwunden ...

*Félicien Rops*

»Eine Seele, die sich im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt.« Ein Dichter und Liebender, zwischen Liebe und künstlerischer Gestaltung der Frauenschönheit schwankend, hält Lulu's Hand in der seinen und spricht die Worte, die der Schlüssel sind zu diesem Irrgarten der Weiblichkeit, zu diesem Seelenlabyrinth, in dem manch ein Mann die Spur seines Verstandes verlor. Es ist der letzte Akt des »Erdgeist«. Alle Typen der Mannheit hat die Herrin um sich versammelt, damit sie ihr dienen, indem sie die Gaben nehmen, die sie zu spenden hat. Alwa, der Sohn ihres Gatten, spricht es aus. Und dann, wenn er sich an diesem süßen Quell des Verderbens vollberauscht, wenn sich sein Schicksal erfüllt haben wird, im letzten Akt der »Büchse der Pandora«, wird er, vor dem Bilde Lulu's delirierend die Worte finden:

»Diesem Porträt gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen großen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosig weißen, strotzenden Körper gegenüber *in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt*, der werfe den ersten Stein auf uns.«

Diese Worte, vor dem Bilde des Weibes gesprochen, das zur Allzerstörerin wurde, weil es von allen zerstört ward, umspannen die Welt des Dichters Frank Wedekind. Eine Welt, in der die Frau, soll sie ihrer ästhetischen Vollen- dung reifen, nicht verflucht ist, dem Mann das Kreuz sittlicher Verantwortung abzunehmen. Die tiefe Erkenntnis, die die tragische Kluft zwischen blühenden

1 Als Einleitung zu der Aufführung am 29. Mai 1905 gesprochen.

[KK]

Lippen und bürgerlichen Stellungen begreift, mag heute vielleicht die einzige Erkenntnis sein, die eines Dramatikers würdig ist. Wer die »Büchse der Pandora«, die im »Erdgeist« zwar ihre stoffliche Voraussetzung hat, aber das gedankliche Verständnis des Werkes erst erschließt, wer diese Tragödie Lulu begriffen hat, wird der gesamten deutschen Literatur, so da am Weibe schmachtet und aus den »Beziehungen der Geschlechter« psychologischen Profit zieht, mit dem Gefühle gegenüberstehen, das der Erwachsene hat, wenn ihm das Einmaleins beigebracht werden soll. Ich scheue mich nicht, diese große Revue psychologischer Kindereien von manchem Klassiker zu beginnen. Die tiefsten Erforscher männlichen Gefühlslebens haben vor dem Augenaufschlag ihrer eigenen Heldinnen zu stammeln begonnen, und die abgeschmackte Tragik, der sie Worte liehen, war durch alle Zeiten die Tragik der verlorenen Virginität. Ein »Werde du zur Dirne«, oft auch bloß ein verschämtes »Werde du zur —«, von irgendeinem alten Knasterbart gemurmelt, wir hören es durch alle dramatischen Entwicklungen bis in unsere Tage: immer wieder sehen wir den dramatischen Knoten aus einem Hymen geschürzt. Nie haben sich hier die Dichter als Erlöser der Menschheit gefühlt, sondern sich mit ihr unter das Damoklesschwert gebeugt, das sie in christlicher Demut freiwillig über sich aufgehängt hat. Dem Irrwahn, daß die Welt, wenn sie an Freude vermehrt, an Ehre vermindert wird, haben sie gläubig nachgebetet. Und sie schrieben Tragödien über das, »worüber kein Mann wegkann«. Daß man über die verschrobene Plattheiten eines denkenden Tischlermeisters viel weniger wegkönnen sollte als über das Abenteuer seiner Tochter Maria Magdalena, ist ja eine literarische Angelegenheit für sich. Aber mit dem dramatischen Geflenne über die Verminderung des weiblichen Marktwertes hat erst Frank Wedekind aufgeräumt. In seiner hinreißenden Bekenntnisdichtung »Hidalla« erhebt sich Fanny turmhoch über den Freier, der sie verschmäht hat, weil ihr »der Vorzug« mangelt, der ihre Geschlechtsgenossinnen erst preiswert macht: »*Deswegen* also bin ich jetzt *nichts* mehr?! *Das* also war die *Hauptsache* an mir?! Läßt sich eine schmachvollere Beschimpfung für ein menschliches Wesen ersinnen? — als *deswegen*, um eines solchen — *Vorzugs* willen geliebt zu werden?! — — *Als wäre man ein Stück Vieh!*« ... Und dann diese gewaltige Doppeltragödie, deren zweiten Teil sie heute schauen werden, die Tragödie von der gehetzten, ewig mißverstandenen Frauenanmut, der eine armselige Welt bloß in das Prokrustesbett ihrer Moralbegriffe zu steigen erlaubt. Ein Spießrutenlaufen der Frau, die vom Schöpferwillen dem Egoismus des Besitzers zu dienen nicht bestimmt ist, die nur in der Freiheit zu ihren höheren Werten emporsteigen kann. Daß die flüchtige Schönheit des Tropenvogels mehr beseeligt als der sichere Besitz, bei dem die Enge eines Bauers die Pracht des Gefieders lädiert, hat sich noch kein Vogelsteller gesagt. Die Hetäre als ein Traum des Mannes. Aber die Wirklichkeit soll sie ihm zur Hörigen — Hausfrau oder Mätresse — machen, weil das soziale Ehrbedürfnis ihm selbst über einen schönen Traum geht. So will jeder die polyandrische Frau für sich. Diesen Wunsch, nichts weiter, hat man als den Urquell aller Tragödien der Liebe zu betrachten. Der Erwählte sein wollen, ohne der Frau das Wahlrecht zu gewähren. Und daß vollends Titania auch einen Esel herzen könne, das wollen die Oberone nie begreifen, weil sie gemäß ihrer höheren Besinnungsfähigkeit und ihrer geringeren Geschlechtlichkeit nicht imstande wären, eine Eselin zu herzen. Darum werden sie in der Liebe selbst zu Eselsköpfen. Ohne ein vollgerüttelt Maß von sozialer Ehre können sie nicht leben; und darum Räuber und Mörder! Zwischen den Leichen aber schreitet eine Nachtwandlerin der Liebe dahin. Sie, in der alle Vorzüge der Frau eine in sozialen Vorstellungen befangene Welt zu Lastern werden ließ. Einer der dramatischen Konflikte zwischen

dem weiblichen Sexualtemperament und einem männlichen Dummkopf hat Lulu der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert, und sie müßte in neunjähriger Kerkerhaft darüber nachdenken, daß Schönheit eine Strafe Gottes sei, wenn nicht die ihr ergebene Sklaven der Liebe einen romantischen Plan zu ihrer Befreiung ausheckten, einen, der nur in fanatisierten Gehirnen reifen, nur fanatischem Willen gelingen kann. Mit Lulus Befreiung hebt die »Büchse der Pandora« an. Lulu, die Trägerin der Handlung im »Erdgeist«, ist jetzt die Getragene. Mehr denn früher zeigt sich, daß ihre Anmut die eigentliche leidende Heldin des Dramas ist; ihr Porträt spielt eine größere Rolle als sie selbst, und waren es früher ihre aktiven Reize, die die Handlung schoben, so ist jetzt auf jeder Station des Leidensweges der Abstand zwischen einstiger Pracht und heutigem Jammer der Gefühlserreger. Die große Vergeltung hat begonnen, die Revanche einer Männerwelt, die noch die eigene Schuld zu rächen sich erkühnt. »Die Frau« sagt Alwa, »hat in diesem Zimmer meinen Vater erschossen; trotzdem kann ich in dem Morde wie in der Strafe nichts anderes als ein entsetzliches Unglück sehen, das sie betroffen hat. Ich glaube auch, mein Vater hätte, wäre er mit dem Leben davongekommen, seine Hand nicht vollständig von ihr abgezogen.« In dieser Empfindensfähigkeit gesellt sich dem überlebenden Sohn der Knabe Alfred Hugenberg, dessen rührendes Schwärmen im Selbstmord endet. Aber zu einem Bündnis, das ergreifender nie erfunden wurde, treten Alwa und die opferfreudige, seelenstarke Freundin Geschwitz zusammen, zu einem Bündnis heterogenster Geschlechtlichkeit, die sie doch beide dem Zauber der allsexuellen Frau erliegen läßt. Das sind die Gefangenen ihrer Liebe. Alle Enttäuschung, alle Qual, die von einem geliebten Wesen ausgeht, das nicht zu seelischer Dankbarkeit erschaffen ist, scheinen sie als Wonnen einzuschlüpfen, an allen Abgründen die ästhetischen Werte bejahend. Ihre Gedankenwelt ist, mag er sie auch noch so sehr in einzelnen Zügen von der seinen differenzieren, die Gedankenwelt des Dichters, jene, die schon in dem Shakespeareschen Sonett zu klingen anhebt:

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,  
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt  
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —  
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!  
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,  
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,  
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,  
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.  
O welche Wohnung ward den Fehlern, die  
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!  
Die reinste Schönheit überschleiert sie  
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.

— — — — —

Man kann's auch — mit einem albernen Roman—Medizinerwort — Masochismus nennen. Aber er ist nun einmal der Boden künstlerischen Empfindens. Der »Besitz« der Frau, die Sicherheit des beatus possidens ist es, ohne die Phantasiearmut nicht glücklich sein kann. Realpolitik der Liebe! Rodrigo Quast, der Athlet, hat sich eine Nilpferdpeitsche angeschafft. Mit der wird er die Frau nicht nur zur »zukünftigen pompösesten Luftgymnastikerin der Jetztzeit« machen, sondern auch zum treuen Eheweib, das bloß jene Kavaliere bei sich zu empfangen hat, die er selbst bestimmt. Mit diesem unvergleichlichen Philosophen der Zuhältermoral beginnt der Zug der Peiniger: nun werden die

Männer an Lulu durch Gemeinheit vergelten, was sie durch Torheit an ihr gesündigt haben. Die Reihe der verliebten Alleinbesitzer wird naturnotwendig durch die Reihe der Praktiker der Liebe abgelöst. In ihr folgt auf Rodrigo, der die Fähigkeit verlernt hat, zwei gesattelte Kavalleriepferde auf seinem Brustkorb zu balancieren, Casti Piani, dessen Schurkengesicht eine ähnliche sadistische Gewalt über Lulu's Sexualwillen erlangt hat. Um jenem Erpresser zu entinnen, muß sie sich diesem an den Hals werfen, bis der Erschöpften als der letzte und summarische Rächer des Männergeschlechts Jack the ripper in den Weg tritt. Von Hugenberg, dem seelischsten, führt der Weg bis zu Jack, dem sexuellsten Manne, dem sie natürlich zufliegt wie die Motto dem Licht, — zu dem extremsten Sadisten in der Reihe ihrer Peiniger, dessen Messeramt symbolisch zu deuten ist: er nimmt ihr, womit sie an den Männern gesündigt hat ...

Aus einer losen Reihe von Vorgängen, die ebenso eine Kolportageromanphantasie hätte erfinden können, baut sich dem helleren Auge eine wundervolle Welt der Perspektiven und Symbole, der Stimmungen und Erschütterungen auf, und die Hintertreppendoesie wird zur Poesie der Hintertreppe, die nur jener offizielle Schwachsinn, dem ein schlecht gemalter Palast lieber ist, als eine gut gemalte Gosse, verdammen kann. Daß Frank Wedekind ein Menschenschilderer ist, wäre schon ein Lob, das ihn über die Milieuschilderer himmelhoch emporhobe. Aber er ist auch der erste deutsche Dramatiker, der wieder dem Gedanken den langentbehrten Zutritt auf das Theater verschafft hat. Alle Natürlichkeitsschrullen sind wie weggeblasen. Was in und hinter den Menschen liegt, ist wieder wichtiger, als was für einen Sprachfehler sie haben. Sie halten sogar wieder — man wagt es kaum auszusprechen — Monologe. Auch wenn sie miteinander auf der Szene stehen. Der Vorhang geht auf, und ein gedunsener Athlet spinnt seine Zukunftsträume von fetten Gagen und Zuhältergewinsten, ein Dichter zetert wie Karl Moor über das tinnenleckende Säkulum und eine leidende Frau träumt von der Rettung ihrer abgöttisch geliebten Freundin. Drei Menschen, die aneinander vorbeisprechen. Drei Welten. Eine dramatische Technik, die mit einer Hand drei Kugeln schiebt. Man kommt dahinter, daß es eine höhere Natürlichkeit gibt als die der kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiß ihres Angesichtes dürftige Identitätsbeweise geliefert hat. Eine Sprache, die die verblüffendste Verbindung von individueller Charakteristik und aphoristischer Erhöhung darstellt. Jedes Wort zugleich dem Einzelmenschen und seinem Typus, seinem Stande, seiner Weltanschauung angepaßt, Gesprächswendung und Motto. Ein Zuhälter sagt: »Bei ihrer praktischen Einrichtung kostet es die Frau nicht halb so viel Mühe, ihren Mann zu ernähren, wie umgekehrt. Wenn ihr der Mann nur die geistige Arbeit besorgt und den Familiensinn nicht in die Binsen gehen läßt«. Wie hätte das ein sogenannter Realist ausgedrückt? Szenen wie die zwischen Alwa und Lulu im ersten, zwischen Casti Piani und Lulu im zweiten und vor allem jene im letzten Akt, in der die Geschwitz mit Lulus Porträt in das Londoner Elend hineinplatzt, hat ein anderer deutscher Dramatiker mit kunstvollster Stimmungstechnik nicht zustande gebracht. Hier, besonders im dritten Akt, hat die Hand eines neuen Shakespeare den tiefsten Griff in das Menscheninnerste getan. Grotesk wie das Leben selbst ist diese Abwechslung clownhafter und tragischer Wirkungen bis zur Möglichkeit, beim Stiefelanziehen von stärkster Erschütterung durchwühlt zu sein. Wie ein Fiebertraum — der Traum eines an Lulu erkrankten Dichters — jagen diese Vorgänge. Alwa könnte am Schluß sich über die Augen fahren und in den Armen der geliebten Frau erwachen, die sich erst im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt. Dieser zweite, der

Pariser Akt, mit seinen matten Farben eines schäbigen Freudenlebens: Alles wie hinter einem Schleier, bloß eine Etappe auf den parallelen Leidenswegen Lulus und Alwas. Sie, vorne, das Blatt eines Erpressers zerknitternd, er hinten im Spielzimmer ein schwindelhaftes Wertpapier in der Hand. Im Taumel der Ver lumpung geht er nur flüchtig über die Szene. Alles drängt dem Abgrund zu. Ein Gewirr von Spielern und Kokotten, die ein gaunerischer Börsianer betakelt. Alles schemenhaft und in einer Sprache ausgedrückt, die einen absichtlich konventionellen Ton muffiger Theaterdialoge hat: »Und nun kommen Sie, mein Freund! Jetzt wollen wir unser Glück im Baccarat versuchen!« Der »Marquis Casti Piani« — nicht als Mädchenhändler, sondern als die leibhaftige Mission des Mädchenhandels auf die Bühne gestellt. In zwei Sätzen soziale Schlaglichter von einer Grelligkeit, die nur der Schleier der Vorgänge dämpft, ein Ironiegehalt, der ganze Pamphlete gegen die Heuchlerin Gesellschaft und den Heuchler Staat überflüssig macht. Ein Mensch, der Polizeispion und Mädchenhändler zugleich ist: »Die Staatsanwaltschaft bezahlt demjenigen, der die Mörderin des Dr. Schön der Polizei in die Hand liefert, 1000 Mark ... Dagegen bietet das Etablissement Oikonomopulos in Kairo 60 Pfund für Dich. Das sind 1200 Mark, also 200 Mark mehr als der Staatsanwalt bezahlt«. Und, da ihn Lulu mit Aktien abfertigen will: »Ich habe mich nie mit Aktien abgegeben. Der Staatsanwalt bezahlt in deutscher Reichswährung und Oikonomopulos zahlt in englischem Gold«. Die unmittelbarste Exekutive staatlicher Sittlichkeit und die Vertretung des Hauses Oikonomopulos in einer und derselben Hand vereinigt! ... Ein gespenstisches Huschen und Hasten, ein Grad dramatischer Andeutung, den Offenbach festgehalten hat, da er die Stimmungen E. T. A. Hoffmanns vertonte. Olympia—Akt. Wie Spalanzani, der Adoptivvater eines Automaten, beschwindelt dieser Puntschu mit seinen falschen Papierwerten die Gesellschaft. Seine dämonische Verschmitztheit findet in ein paar Monologsätzen einen philosophischen Ausdruck, der den Unterschied der Geschlechter tiefer erfaßt als manch ein Buch. Er kommt aus dem Spielsaal und freut sich diebisch, daß seine Moral um soviel einträglicher ist, als die Moral der Sirenen, die dort um ihn versammelt waren. Sie müssen ihr Geschlecht, ihr Josaphat, wie er sagt, vermieten; er kann sich mit seinem Verstande helfen. Die armen Frauenzimmer setzen das Kapital ihres Körpers zu; der Verstand des Spitzbuben erhält sich frisch, ohne daß mit Eau de Cologne nachgeholfen werden müßte. So triumphiert die Unethik des Mannes über die Unethik der Frau. Der dritte Akt. Hier, wo Knüppel, Revolver und Schlächtermesser spielen, aus diesen Abgründen einer rohen Tatsachenwelt klingen die ergreifendsten Töne. Das Unerhörte, das sich hier begibt, mag Leute, die von der Kunst nichts weiter verlangen, als eine Erholung oder als daß sie wenigstens nicht die Grenze ihrer eigenen Leidensmöglichkeiten überschreite, abstoßen. Aber ihr Verstand müßte so schwach sein, wie ihre Nerven, wollten sie die Großartigkeit dieser Gestaltung leugnen. Mit realistischen Erwartungen freilich darf man die Fiebervisionen in der Londoner Dachkammer so wenig miterleben wollen, wie die »unwahrscheinliche« Befreiungsgeschichte im ersten Akt und die Beseitigung Rodrigo's im zweiten. Und wer in dieser Folge von vier Kunden der als Straßenmädchen verendenden Lulu eine Pikanterie und nicht in diesem Wechsel grotesker und tragischer Eindrücke, in dieser Häufung schrecklicher Gesichte den genialen Einfall eines Dichters sieht, hat sich über die niedrige Taxierung seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit nicht zu beklagen. Er verdient es, Zeitgenosse jener dramatischen Literatur zu sein, über die Frank Wedekind durch den Mund seines Alwa so bittere Klage führt. Aber man kann im Ernst nicht glauben, daß jemand so kurzsichtig sein könnte, über der »Peinlichkeit« des Stoffes die Größe seiner Behandlung und die inne-

re Notwendigkeit seiner Wahl zu verkennen. Über Knüppel, Revolver und Messer zu übersehen, daß sich dieser Lustmord wie ein aus den tiefsten Tiefen der Frauennatur geholtes Verhängnis vollzieht, über der Eigenart dieser Gräfin Geschwitz zu vergessen, daß sie groß ist und nicht wie ein perveres Dutzendgeschöpf, sondern wie ein gewaltiger Dämon der Unfreude durch die Tragödie schreitet. Zwar, die unendlichen Feinheiten dieser groben Dichtung erschließen sich dem Leser erst bei genauerer Bekanntschaft: Lulus Vorahnung ihres Endes, das schon auf den ersten Akt seine Schatten wirft, dieses wundervolle Dahinschweben unter einem Bann und dieses Vorübergehen an den Schicksalen der Männer, die ihr verfallen sind: auf die Nachricht vom Tode des kleinen Hugenberg im Gefängnis fragt sie, ob denn der auch im Gefängnis sei, und Alwas Leichnam macht ihr die Stube bloß unbehaglicher als sie schon ist. Dann die blitzartige Erkenntnis des extremsten Mannes, Jacks, der dem unweiblichsten Weibe »wie einem Hunde den Kopf streichelt« und sofort die Beziehung dieser Geschwitz zu Lulu, ihre Nichteignung für sein fürchterliches Bedürfnis mitleidig wahrnimmt. »Dies Ungeheuer ist ganz sicher vor mir«, sagt er, nachdem er sie niedergestochen hat. Er hat sie nicht zur Lust gemordet, bloß als Hindernis beseitigt. Er könnte ihr nur das Gehirn herauschneiden ...

Nicht eindringlich genug kann davor gewarnt werden, das Wesen der Dichtung in ihrer stofflichen Sonderbarkeit zu suchen. Eine Kritik, deren hausbackene Gesundheit sich über Dinge der Liebe den Kopf nicht zerbricht, hat schon im »Erdgeist« nichts weiter als ein Boulevard—Drama sehen wollen, in dem der Autor Krasses mit Zotigem gemengt habe. Ein Berliner Geist hat die Ahnungslosigkeit, mit der er der Welt des Doppeldramas gegenübersteht, durch den Rat bewiesen, der begabte Autor möge nur schnell ein anderes Stoffgebiet wählen. Als ob der Dichter »Stoffe« »wählen« könnte, wie der Tailleur oder der Wochenjournalist, der auch fremden Meinungen sein stilistisches Kleid borgt. Von der Urkraft, die hier Stoff und Form zugleich gebär, hat heute die deutsche Kritik noch keine Ahnung. Daß die offizielle Theaterwelt ihr Modernitätsideal im jährlichen Pensum ihrer geschickten Ziseleure erfüllt wähnt, daß der Tantiemensegen immerzu die Mittelmäßigkeit befruchtet und daß das Genie die einzige Auszeichnung genießt, keinen Schiller—, Grillparzer— oder Bauernfeldpreis, (oder wie die Belohnung für Fleiß und gute Sitten sonst heißen mag) zu bekommen, man ist gewohnt, es als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Aber nachgerade muß es erbittern, einen Dramatiker, der keine Zeile geschrieben hat, die nicht Weltanschauung und Theateranschauung zu absoluter Kongruenz brächte, und dessen blendend perspektivische Gedankenreihen uns endlich über das armselige Milieugeschäft emporheben, von der offiziellen Kunstwelt als ein Kuriosum behandelt zu sehen. Er ist grotesk. Und damit glauben die Neunmalweisen, die in der Literatur immer zwei Fliegen mit einem Schlagwort treffen, einen Frank Wedekind abgestempelt zu haben. Als ob das Groteske immer Selbstzweck einer Artistenlaune wäre! Sie verwechseln die Maske mit dem Gesicht und keiner ahnt, daß die groteske Art, hier nichts geringeres bedeutet, als das Schamgefühl des Idealisten. Der ebenso Idealist bleibt, wenn er in einem unvergleichlichen Gedichte bekennt, daß er lieber eine freie Dirne wäre, als an Ruhm und Glück der reichste Mann, und dessen Schamgefühl in viel höhere Sphären langt, als die bescheidene Zimmerlichkeit derer, die an Stoffen Anstoß nehmen!

# TRIANON-THEATER

(Nestroyhof)

Wien, 29. Mai 1905

Einleitende Vorlesung von Karl Kraus

Hierauf:

## DIE BÜCHSE DER PANDORA

Tragödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind.

Regie: Albert Heine.

Lulu . . . . .	Tilly Newes
Alwa Schön . . . . .	O. D. Potthof
Rodrigo Quast, Athlet . . . . .	Alexander Rottmann
Schigolch . . . . .	Albert Heine
Alfred Hugenberg, Zögling einer Korrek- tionsanstalt . . . . .	Tony Schwanau
Die Gräfin Geschwitz . . . . .	Adele Sandrock
Marquis Casti-Piani . . . . .	Anton Edthofer
Bankier Puntschu . . . . .	Gustav d'Olbert
Journalist Heilmann . . . . .	Wilhelm Appelt
Magelone . . . . .	Adele Nova
Kadéga di Santa Croce, ihre Tochter . . . . .	Iduschka Orloff
Bianetta Gazil . . . . .	Dolores Stadlon
Ludmilla Steinherz . . . . .	Claire Sitty
Bob, Groom . . . . .	Irma Karczewska
Ein Polizeikommissär . . . . .	Egon Fridell
Herr Hunidey . . . . .	Ludwig Ströb
Kungu Poti, kaiserlicher Prinz von Uahubee	Karl Kraus
Dr. Hilti, Privatdozent . . . . .	Arnold Korff
Jack . . . . .	Frank Wedekind

Der erste Akt spielt in Deutschland, der zweite in Paris, der dritte  
in London.

Die Vorstellung findet vor geladenem Publikum statt.

Anfang präzise 1/28 Uhr.

Der Vorwurf, daß man in eine Dichtung Dinge »hineingelegt« habe, wäre ihr stärkstes Lob. Denn nur in jene Dramen, deren Boden knapp unter ihrem Deckel liegt, läßt sich beim besten Willen nichts hineinlegen. Aber in das wahre Kunstwerk, in dem ein Dichter seine Welt gestaltet hat, können eben alle alles hineintun. Was in der »Büchse der Pandora« geschieht, kann für die künstlerische wie für die moralische Betrachtung der Frau herangezo-

gen werden. Die Frage, ob es dem Dichter mehr um die Freude an ihrem Blühen oder mehr um die Betrachtung ihres ruinösen Wirkens zu tun ist, kann jeder wie er will beantworten. So kommt bei diesem Werke schließlich auch der Sittenrichter auf seine Rechnung, der die Schrecknisse der Zuchtlosigkeit mit exemplarischer Deutlichkeit geschildert sieht und der in dem blutdampfenden Messer Jacks die befreiende Tat, nicht in Lulu das Opfer erkennt. So hat sich ein Publikum, dem der Stoff mißfällt, wenigstens nicht über die Gesinnung zu entrüsten. Leider. Denn ich halte die Gesinnung für schlimm genug. Ich sehe in der Gestaltung der Frau, die die Männer zu »haben« glauben, während sie von ihr gehabt werden, der Frau, die jedem eine andere ist, jedem ein anderes Gesicht zuwendet und darum seltener betrügt und jungfräulicher ist als das Püppchen domestiker Gemütsart, ich sehe darin eine vollendete Ehrenrettung. In der Zeichnung dieses Vollweibes mit der genialen Fähigkeit sich nicht erinnern zu können, der Frau, die ohne Hemmung, aber auch ohne die Gefahren fortwährender seelischer Konzeption lebt und jedes Erlebnis in der Wanne des Vergessens abspült. Begehrende, nicht Gebärende; nicht Genus—Erhalterin, aber Genuß—Spenderin. Nicht das erbrochene Schloß der Weiblichkeit; stets geöffnet, stets geschlossen. Dem Gattungswillen entrückt, aber durch jeden Sexualakt selbst neu geboren. Eine Nachtwandlerin der Liebe, die erst »fällt«, wenn sie angerufen wird, ewige Geberin, ewige Verliererin von der da ein väterlicher Freund, Schigolch, sagt: »Die kann von der Liebe nicht leben, weil ihr Leben die Liebe ist.« Daß der Freudenquell in dieser engen Welt zur Pandorabüchse werden muß, dies unendliche Bedauern scheint mir die Dichtung zu erfüllen.

»Der nächste Freiheitskampf der Menschheit,« sagt Wedekind in seinem programmatischeren Werke »Hidalla«, »wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein! Die Scheu, die der Mensch seinen eigenen Gefühlen gegenüber hegt, gehört in die Zeit der Hexenprozesse und der Alchimie. Ist eine Menschheit nicht lächerlich, die Geheimnisse vor sich selber hat?! Oder glauben Sie vielleicht an den Pöbelwahn, das Liebesleben werde verschleiert, weil es *häßlich* sei?! Im Gegenteil, der Mensch wagt ihm nicht in die Augen zu sehen, so wie er vor seinem Fürsten, vor seiner Gottheit den Blick nicht zu heben wagt! Wünschen Sie einen Beweis? Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote! Jahrtausendalter Aberglaube aus den Zeiten tiefster Barbarei hält die Vernunft im Bann. Auf diesem Aberglauben aber beruhen die *drei barbarischen Lebensformen*, von denen ich sprach: Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgethetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewährte Unberührtheit des jungen Weibes. Durch dieses Axiom hoffte ich den *Stolz des Weibes* zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Denn von Frauen *solcher* Erkenntnis erhoffte ich, damit Wohlleben und Sorglosigkeit einmal abgerechnet war, eine frenetische Begeisterung für mein *Reich der Schönheit*.« ...

Nichts ist billiger als sittliche Entrüstung. Ein kultiviertes Publikum — nicht nur die Vorsicht der Polizeibehörde, auch der Geschmack der Veranstalter sorgt für seine Zusammensetzung — verschmäht billige Mittel der Abwehr. Es verzichtet auf die Gelegenheit, seiner eigenen Wohlanständigkeit applaudieren zu können. Das Gefühl dieser Wohlanständigkeit, das Gefühl, den auf der Bühne versammelten Spitzbuben und Sirenen moralisch überlegen zu



sein, ist ein gefesteter Besitz, den nur der Protz betonen zu müssen glaubt. Bloß er möchte auch dem Dichter seine Überlegenheit zeigen. Dies aber könnte uns nie abhalten, auf die fast übermenschliche Mühe, die wir daran wandten, dem ehrlichen, starken und kühnen Dramatiker unsere Achtung zu beweisen, stolz zu sein. Denn keinem haben sich wie ihm die Striemen, die seelisches Erleben schlug, zu Ackerfurchen dichterischer Saat gewandelt.



[Zuschrift Frank Wedekind's]

Ich erhielt das folgende, zur Veröffentlichung bestimmte Schreiben:

Lieber Herr Kraus!

Die Aufführung der »Büchse der Pandora« in Wien, die Sie mit Aufbietung so großer künstlerischer Arbeit und einer Energie ins Werk setzten, um die ich Sie stets beneiden werde, ist ganz ohne Zweifel einer der bedeutungsvollsten Zeitpunkte in der Entwicklung meiner literarischen Tätigkeit. Der uneingeschränkte Beifall, der der Vorstellung folgte, löste bei mir ein Empfinden der seelischen Erleichterung aus, für das ich wohl zeit meines Lebens Ihr Schuldner bleiben werde.

Darf ich Sie nun aber auch bitten, unseren verehrten lieben Künstlerinnen und Künstlern, die in so selbstloser Weise ihre Zeit und ihr Können in den Dienst der Aufführung stellten und deren prachtvolle Gestaltungen in allererster Linie den Beifall hervorriefen, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aussprechen zu wollen. Ich bitte Sie — in der Reihenfolge des Verzeichnisses —, den Damen Tilly Newes, Adele Sandrock, Adele Nova, Iduschka Orloff, Dolores Stadlon, Claire Sitty und Irma Karczewska sowie den Herren O. D. Potthof, Alexander Rottmann, Albert Heine, Tony Schwannau, Anton Edthofer, Gustav D' Olbert, Wilhelm Appelt, Egon Friedell, Ludwig Ströb, Arnold Korff und nicht in letzter Linie sich selbst den Ausdruck meiner Verehrung und steten Dankbarkeit zu übermitteln. Wollen Sie bitte Herrn Hofburgschauspieler Heine für seine herrliche Regie und Herrn Kunstmaler Hollitzer für die künstlerische Förderung, die er der Aufführung zuteil werden ließ, noch ganz besonders die Hand drücken.

In Verehrung und Ergebenheit

Frank Wedekind

München, den 3. Juni 1905

\* \* \*

[Zeitungsberichte]

Über den äußeren Erfolg der Vorführung eines Werkes, dessen Autor ein deutscher Staatsanwalt wegen »Verbreitung unzüchtiger Schriften« angeklagt hat, schreibt Theodor Antropp im '*Wiener Deutschen Tagblatt*' (31. Mai) unter anderem:

»Ähnlich wie in München wurde vorgestern auch in Wien Frank Wedekind's Tragödie 'Die Büchse der Pandora' vor geladenem Publikum aufgeführt. Karl Kraus, der Herausgeber der 'Fackel', war der Veranstalter der interessanten Vorstellung, und das freundliche Trianon—Theater im Nestroyhof war wohl noch nie der Schauplatz eines so ernsten künstlerischen Unternehmens, noch nie der Sammelpunkt einer so seltsamen Gesellschaft von Künstlern und Literaten, von Freunden modernen Lebens und Strebens. Den meisten von ihnen hat Krausens satirischer Strafgeist schon irgend einmal ein 'Klumpfel' angehängt. Sie trugen es ihm nicht nach, sie folgten seiner Einladung, um teilnahmevolle Zeugen zu werden von einer positiven künstlerischen Tat ... Eines muß man allen Verboten zum Trotz sagen: die Aufführung der 'Büchse der Pandora' wirkte eminent moralisch. Freilich moralisch nicht durch Erhebung, sondern durch Abschreckung, wie etwa Zolas Sittenromane ... Es steckt eine unheimliche Stimmungskraft in der scheinbar kunstlosen Art, wie Wedekind Erlebnisse aneinanderreihet und die weiblichen Geschlechtsinstinkte bloßlegt und an den Rand des letzten Abgrundes führt, und wenn schließlich der Dichter selbst als Jack der Aufschlitzer erscheint, dann schwindet jegliches Empfinden von einem zynischen Witz, und man wähnt die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben. Man kann den 'Erdgeist' sittlich und literarisch nicht richtig einschätzen, wenn man die 'Büchse der Pandora' nicht gesehen hat. Dazu hat vorgestern die Vorstellung willkommene Gelegenheit gegeben, und alle, die Zeuge davon sein durften, werden dem Veranstalter Dank dafür wissen. Dank auch den Mitwirkenden, die sich ihm zur Verfügung stellten ... Alles in allem: es war ein ungewöhnlich interessanter Abend.«

Dem '*Berliner Tageblatt*' (31. Mai) wird telegraphiert:

»Die ersten beiden Akte hatten nur schwachen Beifall, aber der dritte Akt machte einen starken Eindruck und fand, obwohl die Minderheit zischte, lebhaften, ja, stürmischen Applaus ... Im dritten Akt gibt es Szenen von packender Gewalt, welche die Zuhörer in ihren Bann zwangen.«

Aus einem Feuilleton des '*Neuen Pester Journals*' (4. Juni):

»Nach dem Fallen des Vorhangs zischen wohl einige Leute. Aber das Gros des Publikums klatscht begeistert ... Alle jubeln dem Stück zu, dem Dichter, den Darstellern, alle sind hochbefriedigt. Sie haben sich erschüttert gefühlt und überbieten sich nun im Enthusiasmus ... Daß das warme Fühlen dabei nicht fehlt, beweist der donnernde Applaus, zu dem sich nach dem Fallen des Vorhangs alle Hände zusammentun.«

Das '*Deutsche Volksblatt*' (30. Mai) meldet:

»Die 'Büchse der Pandora' wurde unter allgemeinem Gähnen zu Ende gespielt. Selbst dieses so sorgfältig gewählte Publikum war derart gelangweilt, daß es weder Entrüstung noch Zustimmung kundgab.«

Mit dem § 19 habe ich den verantwortlichen Redakteur zu bewegen versucht, die sechs Hervorrufe des Dichters am Schlusse der Aufführung einzugestehen. Ich wollte ein günstiges Präjudiz für die Theater zum Schutze gegen eine erfolgälschende Reportage schaffen.

[Die kaiserlichen Räte]

Zu den Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die gemüthliche Antwort des Ministers des Innern auf die Interpellation über den Ordensskandal unter dem Regime Koerber. Nobilitierungstaxe, Ordensschacher, Preßbestechung — amtlich ist nichts von all dem bekannt, was amtlich geschieht. Ein österreichischer Minister trägt Zopf und Unschuldsmiene: er ist die Naive im Trauerspiel. Mama, was ist das ein Leutnant? fragt er, wenn er über eine Soldatenmißhandlung interpelliert wird. Dann sagt er wieder: Einen Orden erhält, wer sich um den Staat verdient gemacht hat. Und die Possenmäztchen in der österreichischen Tragödie wirken noch immer. Man sollte glauben, daß nach all den Diskussionen über das vaterländische Ordenswesen jeder Zeitungsleser die Dekoration seines Nebenmenschen wie eine Insulte am eigenen Leib empfindet. Ach nein! Je verrufener die Sache wird, desto mehr Knopflöcher gähnen, desto mehr Mäuler schnappen nach einer »Auszeichnung«. Mehr Titel! lautet die Parole, und speziell unter den »kaiserlichen Räten« — lacht man nicht schon bei dem bloßen Klang des Wortes, das einen Kurzwarenhändler in Verbindung mit dem Ohr des Monarchen bringt? — ist eine Gärung ausgebrochen. Die 'Neue Freie Presse', ein Weltblatt, hat sich bemüßigt gesehen, der folgenden sinnigen Anregung Raum zu geben, die im Tonfall des »bezugnehmend auf Ihr Jüngstes« einer der brennendsten Fragen die Lösung findet:

»Geehrter Herr Redakteur! In interessierten Kreisen wird die Frage des 'kaiserlichen Rats—Titels' vielfach in einer Weise erörtert, die jedenfalls die Beachtung und Berücksichtigung der kompetenten Stelle verdient. Seit der allgemeinen Verleihung dieses Titels an sämtliche Laienrichter fühlen sich Ärzte, Großindustrielle, Großhändler, Bankdirektoren etc., welchen dieser Titel infolge besonderer hervorragender Verdienste aus kaiserlicher Gnade verliehen wurde, in dieser sie ehrenden Auszeichnung geschmälert. Es wäre angesichts dessen nur recht und billig, wenn die kompetenten Stellen diese Frage in ernste Erwägung ziehen und eine kennzeichnende Abänderung dieses an sämtliche Laienrichter allgemein und ohne Unterschied verliehenen Titels eintreten lassen würden. Zur Unterscheidung der den kaiserlichen Rats—Titel von früher her führenden Personen wäre es gerechterweise angezeigt, daß die Laienrichter den Titel 'kaiserlicher Laienrichter' oder 'kaiserlicher Laienrat' erhalten. Für den Fall jedoch, daß eine derartige, sehr erwünschte Titeländerung nicht angezeigt erscheinen sollte, wäre es geboten, zum kennzeichnenden Unterschiede den sonstigen kaiserlichen Räten zu gestatten, die Titulatur auf 'Wirklicher kaiserlicher Rat' abzuändern. Durch diesen in Deutschland bereits üblichen Titulaturzusatz 'Wirklicher' wäre diese Frage in befriedigender Weise gelöst. Mit dem herzlichsten Danke für die Veröffentlichung dieser Zeilen usw.« —

Daß man den »kaiserlichen Rats—Titel« nicht bloß ehrlich kaufen kann, sondern daß er jetzt schon an sämtliche Laienrichter »allgemein und ohne Unterschied« verliehen wird, ist in der Tat schrecklich. Darum erscheint die Forderung durchaus billig, daß jenen Herren, die ihn schon führen, den »sonstigen kaiserlichen Räten«, durch die Zufügung eines neuen Wörtchens eine neue Freude bereitet wird. In Deutschland gibt es wirkliche geheime Räte, wirkliche geheime Krankheiten und noch vieles andere Wirkliche, was

man sich lieber bloß vorstellen möchte. Warum soll es nicht auch wirkliche kaiserliche Räte geben? »Du bist ein Schurke!« ruft Brabantio. »Ihr seid — ein Senator« erwidert Jago. Wäre Brabantio ein kaiserlicher Rat, er müßte sich durch die schlichte Bezeichnung beleidigt fühlen. Schließlich bedarf ja auch der allgemein und ohne Unterschied verliehene Titel »Esel« einer Auffrischung. Die »wirklichen« sind es, die es sich zu Herzen nehmen, daß man sie mit den anderen verwechselt.

\* \* \*

[Ein Erfolg des Schöffel'schen Aufsatzes in Nr. 179]

Der Schöffel'sche Aufsatz in Nr. 179, »Eine Schmutzerei« betitelt, hatte prompte Wirkung. Das Reichskriegsministerium hat einen Erlaß über die »Vermögenslosigkeitszeugnisse« der Altpensionisten herausgegeben, in welchem es heißt:

»Es unterliegt keinem Anstande, daß in jenen Fällen, in welchen die Vermögenslosigkeit des um eine gnadenweise Erhöhung des Versorgungsgenusses einschreitenden, vor dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand versetzten Gagisten von der siebenten Rangsklasse abwärts den Evidenzbehörden bekannt ist, die zur Begründung der Gesuche erforderlichen Vermögenslosigkeitszeugnisse von diesen Behörden ausgestellt werden. Dasselbe gilt von jenen Pensionisten neuen Systems, deren Ruhegehalt 750 K nicht übersteigt.«

Da die »Evidenzbehörden« immer von der Vermögenslosigkeit der Bewerber unterrichtet sind, ist jetzt tatsächlich die Bestätigung des Armenvaters entfallen.

\* \* \*

[Die letzte ägyptische Plage (Brief aus Alexandria)]

Ein hochgestellte Persönlichkeit in Ägypten schreibt mir:

Alexandrien—Ramleh, Mai

Es wird die 'Fackel', die auch hier Freunde hat, interessieren zu erfahren, was bei uns über die Fahrt des Wiener Männergesangsvereines erzählt, und was auch bisher verschwiegen wurde. Denn wir Wilde sind doch bessere Menschen, wir können auch schweigen — aber nicht weiter als bis zur Notwehr. Ich komme von Kairo zurück in die wohltemperierten Palmenwälder des Seebades Ramleh und benütze nun die kühle Abendbrise, um einzelnes der 'Fackel' zu berichten. — Wenige Tage vor meiner Ankunft in Kairo war ein Exemplar von Herrn Vergani's Zeitung eingetroffen. Der Artikel über die Kolonie machte die Runde. Und die Kolonie verwunderte sich. Man erzählt mir, welche Mühe, Opfer an Zeit und Geld es gekostet, welche Schwierigkeiten zu besiegen waren, um endlich die lieben Gäste würdig zu empfangen, denn die Kolonie in Kairo ist viel ärmer als unsere in Alexandrien. In der Hauptstadt zählt man etwa dreißig Notable und kaum acht bis zehn »repräsentierende« Familien. Dennoch gelang es; dies ist die einstimmige Ansicht aller, die die Festlichkeiten mitgemacht haben. Vom Vizekönig bis zum kleinen Büroangestellten hatte jeder sein Bestes eingesetzt. Und als man, nach den verschiedenen Festessen

die Teller zum Spülen gab, — fand man, daß einige der Gäste ihren Wirten zum Dank darauf gespuckt hatten.

War es schon verwunderlich, daß der Wiener Männergesangverein mit vierzig Reportern und Journalisten ankam (wörtlich: »Wann ma's nit täten, bringaten ma ka anzige Karten für die Liedertafeln an, und Sö glauben nöt, wie ma varriß'n wurdn«) — so wunderten wir uns noch mehr, als wir trotz diesen Vorbereitungen die blödsinnigsten Telegramme und Berichte in den Zeitungen der Heimat fanden. Einer der Herren z. B. fuhr von Alexandrien nach Kairo durch die Oase Fayum! Das große Weltblatt aus der Fichtegasse hat tatsächlich, um Telegrammkreuzer zu sparen, wie die 'Fackel' im letzten Hefte mitteilte, die ganze Reise in vorempfundener, absolut wahrheitswidrigen Telegrammen aufgetischt; ja dasselbe Blatt brachte die Nachricht vom offiziellen Konzert in der Oper, »daß der Vizekönig *mit der Vizekönigin* die Hofloge betrat.« Der Verfasser dieser Notiz verdiente wahrlich nach Vornahme der bekannten Formalitäten als Presseunuche im Harem angestellt zu werden, um die Gebräuche des Islam studieren zu können! Aber noch nicht genug: unser Staunen wuchs, als aus Europa schmachvolle Artikel über Privatangelegenheiten des Vizekönigs anlangten, nicht etwa nur taktlose, ich betone *schmachvolle*; und nun vollends, als Herrn *Vergani's* Leistung bekannt wurde.

Daß der Inhalt des Artikels von Anfang bis zum Ende erlogen, oder entstellt ist, mögen die folgenden Stichproben beweisen. Konsul von Kann (»der lieber italienisch spricht«) ist urdeutscher Siebenbürger—Sachse. Herz—Bey (»ohne geprüft zu sein«) ist geprüfter akademisch gebildeter Architekt und wurde seinerzeit im Wakf angestellt. Er ist derzeit unbestrittener Beherrscher der alt-arabischen Baukunst und der verdienstvolle Konservator und Restaurator der sonst schon längst verfallenen Moscheen, für die er Herrn Vergani Freikarten gab, da sonst der Europäer und Nicht—Moslem Entree zahlen muß. Der »kleine Bankbeamte« führt die Prokura des größten Geldinstitutes auf dem Kontinent, des »Credit Lyonnais«. Der Herr, der »der Wohltätigkeitsgesellschaft Wüstengrund schenkte und dafür das Komthurkreuz des Franz—Josefs—Ordens mit dem Stern erhielt«, hat weder je Wüstengrund besessen, noch besitzt er ein Komthurkreuz — am wenigsten einen Stern. Charakteristisch ist, daß die Herren Herz und Dr. Amster die letzten zwei Österreicher—Ungarn sind, die ministeriell—gouvernementale Posten in Ägypten einnehmen — von etwa andert—halb Dutzend im vorigen Dezennium. Statt ein paar Worte darüber zu schreiben, welch jammervolles Zeichen unseres Großmachtsbankrottens dies ist, verunglimpft »O du mein Österreich« die Beamten Frankreich, das gewiß auch in politischer Dekadenz ist, das Ägypten stets zweimal verriet, wenn England nur einmal gekräht hatte, besitzt noch an zwanzig Fachbeamte in den Ministerien ... Und so könnte man, wäre es der Mühe weit, Zeile für Zeile des Artikels dementieren oder modifizieren.

Ich kenne weder Herrn Vergani noch einen der anderen Herren Reporter; man erzählte mir nur in Kairo, daß jener durch einen bräunlich verschwitzten Hemdkragen und Fettflecke auf dem Fräcke — dekorative Reste der Kairiner Judenmast — leicht kenntlich war. Man kann mich also kaum einer Voreingenommenheit be-

schuldigen, wenn ich das Benehmen einiger Herren beim Vizekönig, die nach dem Buffet im Rauchsalon tief in die Zigarettenkisten griffen, um in den später eintreffenden Journalen den freigebigen Hausherrn zu verunglimpfen, nicht für fair halte. Es ist verzeihlich, wenn wir uns der in den Büchern Mosis aufgezählten Plagen Ägyptens erinnerten: Gewürme, Heuschrecken und Ungeziefer. Ja, wer den hebräischen Text kennt, weiß, daß dort ein Wort vorkommt, das nur einmal in der Bibel genannt wird. Dieses hapax legomenon hat der »Mischna« und »Gemara« viel Kopfzerbrechen verursacht — es heißt »ababues«. Zögernd übersetzten es die Rabbinen mit »feuchtem Grind«, kopfschüttelnd Luther mit »ekelhaftes Gebreste, fressender Brandschwär«. Sollte diese Plageform nach unseren Erfahrungen in Ägypten nicht eine modernere Exegese zulassen?



## ZWEI GEDICHTE

*von Frank Wedekind.*

### **Ave Melitta <sup>1</sup>!**

Ave Melitta!  
Schwere Träume plagen  
Mich so manche Nacht  
Und es ist die Pein,  
Die mein Blut empört,  
Nicht mehr zu ertragen:  
Achtzehn Jahre alt  
Und noch Jungfrau sein!  
Ave Melitta!  
Trost und Freude kannst  
Nimmer du verwehren,  
Einen braven Mann  
Mußt du mir bescheren,  
Einen braven Mann,  
Der gut lieben kann!

Ave Melitta!  
An dem braven Gatten  
Freu ich mich gewiß  
Bis zum Überdruß;  
Herren, die nicht gleich  
Ihm Bericht erstatten,  
Gönn' ich darum gern  
Manchmal einen Kuß.

---

<sup>1</sup> Melitta, eine babylonische Gottheit, an die sich die jungen Damen in Liebesangelegenheiten wandten. [KK]

Ave Melitta!  
Doch wenn einer mich  
Wirklich liebt, erhöre  
Stets ich all sein Flehn,  
Ohne daß ich störe  
Meinen braven Mann,  
Der gut lieben kann.

Ave Melitta!  
Wird mir nun zur Plage  
Dieser Brave, der  
Mich gesetzlich liebt,  
Dann stell ich sofort  
Eine Scheidungsklage  
Wenn — aus gutem Grund —  
Er den Anlaß gibt.  
Ave Melitta!  
Droht mein Gatte, sich  
Geistig zu verklären,  
Dann als Nächsten mußt  
Gleich du mir bescheren  
Einen braven Mann,  
Der gut lieben kann.

### **Der Zoologe von Berlin**

Hört ihr Kinder, wie es jüngst ergangen  
Einem Zoologen in Berlin!  
Plötzlich führt ein Schutzmann ihn gefangen  
Vor den Untersuchungsrichter hin.  
Dieser tritt ihm kräftig auf die Zehen,  
Nimmt ihn hochnotpeinlich ins Gebet  
Und empfiehlt ihm, schlankweg zu gestehen,  
Daß beleidigt er die Majestät.

Dieser sprach: Herr Richter, ungeheuer  
Ist die Schuld, die man mir unterlegt;  
Denn daß eine Kuh ein Wiederkäuer,  
Hat noch nirgends Ärgernis erregt.  
Soweit ist die Wissenschaft gediehen,  
Daß es längst in Kinderbüchern steht.  
Wenn *Sie* das auf Majestät beziehen,  
Dann beleidigen *Sie* die Majestät!

Vor der Majestät, das kann ich schwören,  
Hegt' ich stets den schuldigsten Respekt;  
Ja, es freut mich oft sogar zu hören,  
Wenn man den Beleidiger entdeckt;  
Denn dann wird die Majestät erst sehen,  
Ob sie majestätisch nach Gebühr.  
Deshalb ist ein Mops, das bleibt bestehen,  
Zweifelsohne doch ein Säugetier.

Ebenso hab' vor den Staatsgewalten  
Ich mich vorschriftsmäßig stets geduckt,  
Auf Kommando oft das Maul gehalten  
Und vor Anarchisten ausgespuckt.  
Auch wo Spitzel horchen in Vereinen  
Sprach ich immer harmlos wie ein Kind.  
Aber deshalb kann ich von den Schweinen  
Doch nicht sagen, daß es Menschen sind.

Viel Respekt hab' ich vor dir, o Richter,  
Unbegrenzten menschlichen Respekt;  
Läßt du doch die ärgsten Bösewichter  
In Berlin gewöhnlich unentdeckt.  
Doch wenn Hoch—zu—rufen ich mich sehne  
Von dem Schwarzwald bis nach Kiautschau <sup>1</sup>,  
Bleibt deshalb gestreift nicht die Hyäne?  
Nicht ein schönes Federvieh der Pfau?

Also war das Wort des Zoologen,  
Doch dann sprach der hohe Staatsanwalt;  
Und nachdem man alles wohl erwogen  
Ward der Mann zu einem Jahr verknallt.  
Deshalb vor Zoologie—Studieren  
Hüte sich ein Jeder, wenn er jung;  
Denn es schlummert in den meisten Tieren  
Eine Majestätsbeleidigung.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

[Eine Huldigung für Schiller]

*Zeitgenosse.* Zum Schillerfest wäre noch ein wichtiges Detail nachzutragen, das den gefeierten Genius und den genius loci des feiernden Osterreich in inniger Verschmelzung zeigt. Am Schluß eines Berichtes über die festliche Huldigung von Bürgerschullehrern und Gemeinderäten heißt es im 'Neuen Wiener Tagblatt': »DER SCHULDIENER HOLZINGER ASSISTIERTE IN VOLLER PARADE BEI DER FEIER.«

[Vom Schiller—Museum]

*Dramaturg.* Die Schiller—Ausstellung. »Die Reihe der Schiller—Darsteller«, erzählt die 'Neue Freie Presse', »beginnt mit Iffland und illustriert ein Jahrhundert großer dramatischer Kunst bis auf Sonnenthal als Wallenstein, Reimers als Karl Moor und Frau Hohenfels ALS GEORG.« Und die Wolter als Iphigenie?

[Die Verpflichtung des Schauspielers]

*Habitué.* In einer Theater—Gerichtsverhandlung, in der die dreiste Überhebung eines »Lieblings« gegenüber einem jüngeren Kollegen bestraft wurde, tat der Mitdirektor des Deutschen Volkstheaters, der großartige Herr Weisse, den folgenden Ausspruch: »Den Text muß ein Schauspieler beherrschen, das ist er dem Publikum, der Direktion, dem Autor und DER PRESSE schuldig«. Herr Weisse übernimmt sich in Bescheidenheit. Was hat es ihm bei

---

1 Deutsche Kolonie in China



Herrn Schütz genützt, daß er seinen Text stets ordentlich memoriert hatte? Er mußte erst Direktor werden, um sich Respekt zu schaffen. Aber er verscherzt sich ihn wieder mit zu tiefen Bücklingen. Er weiß im Grunde seines Herzens ganz gut, daß der Schauspieler der Presse nicht das geringste »schuldig« ist. Es gibt keine Verpflichtung, die den Künstler dem Rezensenten unterwürfe. Der Schauspieler arbeitet für sich, für den Autor und etwa noch für das Publikum. Der Zeitungsmann für das Publikum und etwa noch für die öffentlichen Bedürfnisanstalten. Ein Schauspieler, der bei seinem Spiel an die Wohlmeinung des Herrn Reporters Itzig Witzig denkt, ist ein verächtliches Subjekt. Aber selbst wenn der verdammte Respekt vor der Druckerschwärze eine erfreuliche Tatsache wäre, bliebe die Zumutung, daß auch das GEDÄCHTNIS des Schauspielers den Preßbengeln verpflichtet sei, eine Fleißaufgabe des Herrn Direktors Weisse. Den Text, mit dem er das Wohlwollen des Herrn Schütz erringt, hat er gut memoriert.

[Brandreklame]

*Feuerwehrmann.* Man kann nie wissen, wozu ein Unglück gut ist. Da wurden vor einiger Zeit die Gemüter nicht wenig durch die Brand— und Explosionskatastrophe auf der Schottenbastei erregt. In der 'Neuen Freien Presse' aber las man:

»Im Hause befindet sich die MILITÄRVORBEREITUNGSSCHULE FRIESZ. Der Besonnenheit und Ruhe des Direktors der Schule Rittmeisters i. P. Adolf Friesz gelang es, eine Panik in den Lehrsälen und Unglück zu verhindern. NOCH VOR DER EXPLOSION, als Friesz den Rauch verspürte, forderte er die Schüler auf, sich unverzüglich ohne Hüte und Überkleider zu entfernen. Als die Schüler das Haus verlassen hatten, ging Rittmeister Friesz auf die Suche nach seinem greisen Vater, trotzdem ihm versichert wurde, daß dieser ausgegangen sei. In den von Rauch erfüllten Räumen, sprengte Friesz eine versperrte Tür und fand dort seinen Vater, der von der Gefahr keine Ahnung hatte. Der Rittmeister faßte den alten Herrn und mit Hilfe einer treuen Dienerin, welche noch anwesend war, brachte er den greisen Major Friesz über die mit Stickgasen gefüllten Stiegenräume. Im ersten Stock angelangt, stürzte Major Friesz infolge der Rauchentwicklung ohnmächtig zusammen, wurde aber rasch ins Freie getragen, wo er sich gleich erholte«.

Nun gibt es Leute, die nicht täglich die Zeitung lesen; und so erschien denn am 18. Mai noch die folgende Darstellung im INSERATENTEIL:

»DIREKTOR MAJOR I. P. FRIESZ teilt über den Zelluloidbrand vom 15. Mai bezüglich seiner Schule mit: Ich saß zur Zeit des Brandes im 4. Stock des Hauses I. Schottenbastei 4, in meinem Arbeitszimmer, als ich durch heftiges Pochen an der Tür und durch die Stimme meines Sohnes Adolf k. und k. Rittmeisters i. P., aufgefordert wurde, zu öffnen, was ich tat, da es im Parterre brenne. Zugleich machte er mir die beruhigende Mitteilung, daß bereits die Lehrsäle und das Pensionat von Schülern geräumt seien, ich möge mich nur selbst rasch entfernen. Sofort ging ich dann in Begleitung rasch über die Stiege des Hauses 4, welche schon etwas rauch-erfüllt war und gelangte ruhig und ganz wohlerhalten in den Hof, ruhig hauptsächlich darum, weil ich als technischer Offizier solche Katastrophen mehrfach miterlebt habe. Indem ich dieses auf viele freundliche Anfragen mitteile, füge ich bei, daß ich mich überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch geistig sehr wohl befinde. Bei dieser Gelegenheit freut es mich ungemein, daß von den

Schülern meiner Anstalt nur zwei junge Herren verletzt wurden, höchstwahrscheinlich darum, weil sie nicht die ihnen zum Abgang ans dem Lehrsaal gut empfohlene Stiege des Hauses Helferstorferstraße 3, sondern jene des Hauses Schottenbastei 4 benützten. Denn die erstere wurde noch während des ganzen Brandes nach Abgang der Schüler zur Kommunikation mit den Lehrsälen und meinem Arbeitszimmer durch einen Kanzlisten und den Schuldienner ohne jede Störung benützt, obwohl später auch dort der Rauch vorgedrungen war.« —

Wer jetzt noch nicht glaubt, daß die Schule Friesz die beste Militärvorbereitungsschule ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

[Das 'Deutsche Volksblatt' und die Literatur]

*Wiener.* Ein Ereignis, das mit mir irgendwie zusammenhängt, hat keine Aussicht, Gnade vor den Augen der Wiener liberalen Presse zu finden. Sicher würde sie eine Brandkatastrophe verschweigen, bei der ich rettend eingegriffen habe. So wurde denn Wien am Morgen des 30. Mai bloß mit einem Feuilleton des 'Deutschen Volksblatts' überrascht, das die literarische Ehre unserer Stadt gerettet hat. Es war saudumm. Aber tiefgründig. Die folgenden Sätze seien zitiert:

»Er (der Dichter der 'Büchse der Pandora') BILLIGT es, daß sie (Lulu) ihr Herz mehreren Männern gleichzeitig schenkt ... Es ist zweifellos, daß die Tendenz von vielen mit einem Aufschrei der Entrüstung zurückgewiesen wird.« »AUCH HERDER, PERSÖNLICH DER EHRENHAFTESTE UND SITTLICHSTE CHARAKTER, GING UNTER DEM DRUCKE DER ZEITSTRÖMUNG AM WEIMARER HOFE EIN LIEBESVERHÄLTNIS EIN.«

»Mit einer Deutlichkeit, die ihresgleichen sucht, werden alle Verfehlungen, die unter den § 129 DES STRAFGESETZES fallen, dargestellt.«

»Wenn aber die Gemeinheit des jüdischen Bankiers aus ethnographischen Gründen und aus der Erkenntnis, daß an diesem Individuum EIN TYPISCH ORIENTALISCHES LASTER charakterisiert werden soll, noch halbwegs möglich in der Darstellung erscheint, wirkt die HANDLUNGSWEISE der Geschwitz, des Schigolch und VOR ALLEM des Jack ekelhaft.«

»SCHON DIE TATSACHE, daß Wedekind für seine Heldin keine andere Katastrophe weiß, als daß sie Jack dem Bauchaufschlitzer, zum Opfer fällt, ist ein bedeutender künstlerischer Defekt. DENN Lulu ist die typische Berliner Dirne.«

Zum Schlusse erzählt der Feuilletonist, daß Frank Wedekind als Darsteller »entsetzlich GEJÜDELT« habe ... Wien!

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* Ob Herr Frischauer, der Pariser Korrespondent der 'Neuen Freien Presse', Aussätzige heilen kann, ist fraglich. Sicher ist, daß er Tote lebendig macht. Der Eröffnungsfeier einer »Heimstätte für alte Komödianten« wohnten, so depechiert er, »einige hundert Personen bei, welche dem Kunstleben nahestehen, darunter der ehemalige Minister WALDECK—ROUSSEAU <sup>1</sup>, Jean Dupuy etc. etc.« Die Pariser Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse' verschlafen in der Regel den Tod der französischen Staatsmänner. Das macht manche spätere Unregelmäßigkeit in der Berichterstattung erklärlich.

---

1 † 1904

---

---

### **Berichtigung.**

In Nr. 180—181, Seite 19, 8. Zeile von oben (im Aufsatz Schöffel's) ist statt 18 Millionen: *1·8 Millionen* zu lesen.

---

---

**Eine Wiederholung der „Büchse der Pandora“ vor geladenen Gästen wird zwischen 14. und 17. Juni stattfinden, wenn es gelingt, ihr die Mitwirkung aller jener Kräfte zu sichern, die an der ersten Vorstellung beteiligt waren und von denen manche sich zur Zeit außerhalb Wiens aufhalten. Die Kostenbeiträge werden mit 12, 8 und 4 Kronen bemessen sein. Alle jene, die die Vorstellung, in der der Dichter wieder selbst auftreten wird, zu sehen wünschen, werden ersucht, bis zum 11. Juni dem Verlag der ‚Fackel‘, IV. Schwindgasse 3 bekanntzugeben, daß und zu welchem Preise sie (auf Namen lautende) Eintrittskarten zu beziehen wünschen, und ihre genaue Adresse mitzuteilen. Nach dem 11. Juni erfolgt dann eventuell die Einladung, bezw. die Billetausgabe. Bis dahin kann kein Geldbetrag entgegengenommen werden.**

---

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

